



Horst Schreiber

# Endzeit

Krieg und Alltag  
in Tirol 1945



Michael Wagner  
Verlag

erinnern.at

wog der Stolz, dazugehören. Selbst Gegner des Nationalsozialismus wie der ehemalige Tiroler Heimatwehrmann und Ständestaat-Funktionär Erich Rodler schwärmten noch lange nach Beendigung des Krieges vom Frankreich-Feldzug, wie »›unsere Panzerdivisionen‹ schon im ersten Ansturm beide Verteidigungslinien durchstießen und die Reserven überrannten, während die ›französischen Negertruppen‹ den Angriffen ›unserer Stukas‹ nicht gewachsen« waren.<sup>103</sup> Die Ruhmestaten der österreichischen Jäger in der 2. und 3. Gebirgs-Division steigerten das Selbstbewusstsein. Hitler, Wehrmacht und Presse priesen ihre Tapferkeit und überschlugen sich in Lobesreden. Im Narvik-Lied drückte sich ihr Selbstverständnis aus: »Von Stavanger bis nach Trondheim weht Deutschlands stolze Flagge windgebläht, / Selbst auf Narviks hohem Felsenthron steht der Ostmark treuer Alpensohn. / Refrain: Aus dem Steirerland und von Tirol, aus den Kärntner Bergen sind wir wohl, / Hoch im Norden kämpft in Schnee und Eis Dietls Alpenkorps vom Edelweiß.«<sup>104</sup>

Auch als das Kriegsglück sich wendete und immer mehr Wehrmachtssoldaten an der Front starben, wurden die Gebirgsjäger in Lazaretten oder während ihres Urlaubs »noch gehörig bewundert und gefeiert«. Die Uniform der Gebirgs-Division übte »ihren Zauber aus, was wir als Noch-Zivilisten mit einigem Neid beobachten mussten«, erinnert sich Josef Wörgötter.<sup>105</sup> Die Identifikation mit der Wehrmacht setzte sich nach dem Juni 1941 im verlustreichen und langwierigen Abnutzungskrieg fort. Der Kampf gegen den Bolschewismus fand Anklang, auch in katholisch-konservativen Kreisen. Die Empörung über die Bombenangriffe war ein weiteres Moment, das die österreichischen Soldaten an die Wehrmacht band. Je länger der Wehrdienst dauerte und je näher österreichische Soldaten dem Kampfgeschehen waren, umso positiveren Zuspruch erhielt die Wehrmacht. In der letzten Kriegsphase bis zur Kapitulation kämpften die Truppen im Osten unbeirrt weiter, ansonsten zeigten sich im zunehmenden Chaos Auflösungserscheinungen. Doch auch wenn die Rate der Fahnenflüchtigen stieg, höher als bei den deutschen Soldaten war sie nicht. Wer Teil des Ersatzheeres war oder noch in den letzten Monaten in den Volkssturm gepresst wurde, kündigte dem Regime sehr häufig die Loyalität auf. Die allermeisten Frontsoldaten verhielten sich jedoch verlässlich bis zum Schluss.<sup>106</sup>

Ein wesentlicher Faktor für die Identifikation Tiroler Soldaten mit der Wehrmacht und starkes Motiv, weiterzukämpfen, selbst in schier aussichtsloser Lage, war die Kameradschaft. Sie erhöhte die Überlebenschancen. Es war gar nicht nötig, persönliches Vertrauen zu entwickeln. Im Kriegseinsatz

bauten sich auch anonyme Kameradschaftserwartungen auf, ein bedeutsamer Umstand, wenn man bedenkt, wie schnell sich Truppenteile wegen Tod, Verwundung und Verletzung personell veränderten. In einer Situation der Gefahr konnte man davon ausgehen, sich auf den anderen verlassen zu können. Die Normen der Kameradschaft waren Leitbild der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft, des NS-Staates und all seiner Gewaltorganisationen.<sup>107</sup> Die Gebirgsjäger im hohen Norden konnten auch in den Jahrzehnten nach 1945 das Hohelied tapferen Soldatentums anstimmen, weil sie sich auf Erfahrungen bedingungsloser gegenseitiger Solidarität stützten, die sie als elitäres Ethos weitertradierten, gereinigt von Ideologie und der Erinnerung an Verbrechen.

Bis September 1944 konnten sich die 2. und die 6. Gebirgs-Divisionen gegen die sowjetischen Truppen an der Eismeerfront halten, doch dann schied der Bündnispartner Finnland aus. Die Gebirgsjäger entgingen nur knapp Vernichtung und sowjetischer Gefangenschaft, der Rückzug nach Norwegen gelang unter schwersten Verlusten. In ihrem Buch zur Lobpreisung des Heldentums der 2. Gebirgs-Division skizzieren General Mathias Kräutler und der ehemalige NS-Funktionär Karl Springenschmid die Stimmung in der Truppe. Die Zahl der Unentwegten, die noch an den Sieg glaubten, war verschwindend gering, einige hatten jede Hoffnung fahren lassen, blieben teilnahmslos und lethargisch. Die meisten Soldaten gehörten zwei Gruppen an, jener, die fluchten, und jener, die schwiegen.<sup>108</sup> Sie wussten, die Schlacht, auf die sie sich vorbereiteten, war verloren, noch bevor sie begonnen hatte. Der einzelne Jäger habe aus einem Grund durchgehalten, wegen seines Zuges, seiner Kompanie und seines Bataillons, »dazu stehe ich. Die lasse ich nicht im Stich«. Und so wurde die letzte große militärische Auseinandersetzung in der Tundra nachträglich noch als »Triumph der Kameradschaft« interpretiert,<sup>109</sup> die Geschichte der Gebirgsjäger als Kapitel des Stolzes, dabei gewesen zu sein.<sup>110</sup> Die Kriegsverbrechen von Einheiten der Gebirgsjäger fanden keine Erwähnung.

Alle Gebirgsjäger, die den Krieg überlebten, wären froh und glücklich gewesen über die Wiederherstellung eines selbstständigen Österreichs, halten Kräutler und Springenschmid in ihrem Gedenkbuch für die 2. Gebirgsjäger-Division fest. Die Soldaten hätten diese Entwicklung hin zu einem Bekenntnis zum österreichischen Staat als eine »absolut folgerichtige, logische und vorbehaltlos zu bejahende Entwicklung angesehen«.<sup>111</sup> Im Gegensatz zu dieser Schönfärberei ist festzuhalten: Nur bei wenigen Tiroler Wehrmachtssoldaten an der Front gab es ein Österreich-Bewusstsein. Sie kämpften und hatten keinen Kopf für Vorstellungen, was nach dem Krieg sein sollte. Erst

als alles zusammenbrach und die großdeutsche Idee sich erübrigte, tauchte der Gedanke an ein unabhängiges Österreich auf. Nun war es aus opportunistischen Gründen angeraten, sein Österreichertum (wieder) zu entdecken. Eine repräsentative Fragebogenuntersuchung aus dem Jahr 1982 erhob den Bewusstseinsstand österreichischer Wehrmachtssoldaten. Mehr als die Hälfte waren als Soldaten überzeugte Anhänger des Großdeutschen Reiches und der deutschen Volksgemeinschaft. Als persönliche Motivation gab die Mehrheit der österreichischen Wehrmachtangehörigen den Kampf für Deutschland als Vaterland an. Fast ebenso hoch dürfte die politisch positive Einstellung zum Nationalsozialismus gewesen sein.<sup>112</sup> Wie sie das Kriegsende erlebten, darauf wirft dieses Kapitel ein Schlaglicht.

### Seit Jahren nicht so frei gefühlt

Johann Walser hatte Glück. Der Gebirgsjäger mit Einsatzgebieten in Griechenland und an der Eismeerfront verbrachte wegen seiner Verwundung die letzten Kriegstage in der Klosterkaserne in Innsbruck. Noch am 3. Mai hätte er mit einer Kampftruppe in der Höttinger Au die Panzerspitze der anmarschierenden US-Truppen stoppen sollen, doch die Soldaten verschwanden in den Seitengassen der Altstadt. Walser erfuhr Mitte Mai, dass Karl Gruber im Landhaus Widerstandskämpfern Ausweise ausstellte. Er ging sofort daran, sich ein solches Papier zu beschaffen und »oh Wunder, der Versuch gelang. Kurz danach fuhr ich mit einem ausgeborgten Fahrrad in Richtung Heimat und das kleine rote Kärtchen bewahrte mich auch vor einer Gefangennahme durch die französischen Besatzungstruppen.«<sup>113</sup>

Karl Raggl schlug sich von der Ostfront bis Niederösterreich durch, zuletzt entledigte sich seine Einheit der Waffen, Geschütze und Munition. Bevor er Tirol erreichte, geriet er mit den Kameraden in eine Kontrolle durch befreite Häftlinge des KZ Mauthausen: »Ich wunderte mich, dass sie nicht strenger mit uns umgingen.«<sup>114</sup>

Rudolf Jäger und Johann Vindl kamen zwar in englische Gefangenschaft, allerdings nur für kurze Zeit. Im Lager Tessendorf bei Klagenfurt war es auszuhalten, die Arbeit war erträglich und bereits am 30. Oktober brachte ihn ein englischer Offizier mit vielen weiteren Gefangenen nach Innsbruck in die Reichenau. Schon am 1. November trat Rudolf Jäger seine Heimreise an.<sup>115</sup> Johann Vindl war auf dem Rückzug von der Ostfront in Ungarn in Tamsweg gestrandet, britische Armeeangehörige lieferten ihn ins Lager Ferndorf bei



Vor der Entlassung in ihre Heimatgemeinden kamen die Kriegsgefangenen der Wehrmacht zuerst in die Heimkehrer-Entlassungsstelle im Lager Reichenau: Camp de libération des P. G. Autrichiens. P. G: prisonnier de guerre (Fotos: Stadtarchiv Innsbruck)

Spittal an der Drau ein. Dort feierte er seinen 18. Geburtstag und arbeitete als Pferdepfleger, dann brachte ihn das englische Regiment nach Sillian, in seinen Geburtsort. In Gefangenschaft ging es ihm besser als der Zivilbevölkerung. Er hatte genug zu essen, bekam Zigaretten und Toilette-Artikel, die es nicht zu kaufen gab. Am 18. Oktober wurde Johann Vindl entlassen.<sup>116</sup> Der spätere Bischof Reinhold Stecher brachte die paradoxe Situation auf den Punkt: »Ich bin ein Gefangener und habe mich seit Jahren nicht so frei gefühlt wie jetzt.«<sup>117</sup>

Josef Menzel, ein engagierter Sozialdemokrat, der wegen seiner politischen Überzeugung bereits 1933 mehrere Wochen im Gefängnis gesessen hatte, freute sich unendlich, in der Normandie in die Haft der Alliierten gekommen zu sein: »Mein größter Glückstag war der 13. August 1944: Gefangennahme! Für mich war der Krieg zu Ende.« Die Abnahme seiner Armbanduhr machte ihm wenig aus. Er spielte auf einem Akkordeon einen Marsch, die ihn umringenden französischen Soldaten applaudierten ihm. Menzel kam in britischen Gewahrsam. Er wurde nach London verschifft, dann nach New York und schließlich kam er in ein riesiges Kriegsgefangenenlager in Kanada, nach Medicine Hat, einer kleinen Stadt in der Provinz Alberta. Dort arbeitete er in einer Keramikfabrik. Es ging ihm gut, Probleme bereiteten nur die Nazis im Lager. Zu Kriegsende brachten ihn die Kanadier zurück nach England in ein Auffanglager. Vor seiner Abreise in die Heimat forderte der Lagerkommandant Josef Menzel und Kameraden auf, die österreichische Bundeshymne zu spielen. Es gab aber noch keine, so einigten sie sich auf einen Marsch von Johann Schrammel: Wien bleibt Wien.<sup>118</sup>

Rupert Eberharter, Bauernbub aus Kelchsau, und sein Freund Christian aus Kössen lagen an der Westfront bei der Hansestadt Wesel. Es war März 1945. Den wahrscheinlichen Tod vor Augen überlegten die beiden, wie sie zum Feind überlaufen könnten. Rupert Eberharter wollte mit seinen achtzehn Jahren noch nicht sterben. Wer sich zurückzieht, hieß es, würde erschossen. Die jungen Soldaten nutzten eine günstige Gelegenheit und ergaben sich britischen Truppen. Sie kamen nach kurzem Verhör auf ein Feld mit provisorischem Drahtverhau, berichtet Eberharter: »Von der Front her war nur mehr schwacher Kanonendonner zu hören. Eine Wohltat in Sicherheit zu sein!«<sup>119</sup> Die nächsten Stationen waren Rotterdam, Brüssel und schließlich die Normandie: »Auf der Fahrt überwältigte mich die blühende Natur und der Friede, der über dem Land lag. Frankreich hatte den Krieg bereits hinter sich.«<sup>120</sup> Nach Zwischenaufenthalt im Lager Caen erreichte Eberharter die Stadt Lens in der Nähe von Lille. Der Ankunftsschock nach

der guten Behandlung durch die englische Armee war groß. Was er von den Engländern bekommen hatte, nahmen ihm die Franzosen wieder ab. Als er sich wehrte, prasselten Schläge mit dem Gummiknüppel auf ihn herab. Eberharter hungerte, leistete aber Schwerarbeit. Er malochte in einem Dreischichtbetrieb und baute Steinkohle ab. Einheimische Jugendliche machten sich den Spaß, die Gefangenen mit Steinen zu bewerfen, manche bespuckten sie.<sup>121</sup> Die Wehrmachtssoldaten, die in der Landwirtschaft arbeiteten, hatten es weitaus besser. Zum Glück dauerte die Gefangenschaft nicht lange. Frankreich beschloss bereits im Oktober 1945, die österreichischen Kriegsgefangenen zu entlassen, sofern sie nicht belastete Nationalsozialisten waren.<sup>122</sup> Am 19. Jänner 1946 reiste Rupert Eberharter von Lens ab, am 20. Jänner kam er im Lager Reichenau an und am nächsten Tag hielt er schon seine Entlassungspapiere in der Hand und war ein freier Mann.<sup>123</sup> In Kitzbühel konnte er über die Bezirkshauptmannschaft einen Anzug erstehen, musste aber alles, was er noch besaß, dafür aufwenden: »Aber die Freiheit und die Freude, dem Inferno unversehrt entkommen zu sein, wogen alle Verluste auf.«<sup>124</sup>

Die Erfahrungen Tiroler Soldaten in französischer Gefangenschaft waren verständlicher Weise höchst unterschiedlich, in Lagern, Fabriken und Bergwerken schlechter als auf Bauernhöfen. Der erste Zug aus Frankreich war in Innsbruck noch mit Begeisterung empfangen worden.<sup>125</sup> Die rasche Rückführung der Tiroler Kriegsgefangenen fand großen Anklang, doch bald schlug die Stimmung um. Anna Mutschlechner gehörte zu jenem Kreis von Menschen, die einseitig das Negative hervorhoben, die Tiroler als Opfer hinstellten und die französische Politik in den düstersten Farben schilderten. Über den Transport, der am Abend des 3. Dezember am Innsbrucker Hauptbahnhof ankam, merkte sie an: »Die Armen mußten bis zum andern Tag in den ›Viehwagen‹, bei ziemlicher Kälte, ohne Essen, bleiben.« Ihre Informantin, die im Lager Reichenau arbeitete, berichtete von Tirolern, die wie KZ-Häftlinge aussähen: »So mager, als wenn Besenstiele statt Beine in den Hosen stecken würden. Ihr Gesicht ist nur Haut und Knochen.« In Frankreich hätten diese ehemaligen Soldaten großes Unrecht erlitten, besonders die Behandlung von Sudetendeutschen und SS-Männern sei »ganz unglaublich schlecht« gewesen: »Die Franzosen brauchen sich nicht so aufregen, über die deutschen Konzentr.Lager, denn in manchen Lagern sei die Behandlung nicht viel anders. Die Heimkehrer können nicht verstehen, wie unsere Mädchen mit den Franzosen sich einlassen können.« Die französischen Behörden waren bestrebt, Krankheiten vorzubeugen und führten Impfaktionen durch. Mutschlechner war misstrauisch: »Der Arzt war ein Franzose, man sagte, auch Jude.«<sup>126</sup>

Peter Wackerle aus Silz musste nur zwei Monate in Gefangenschaft leben, bis er seine Lieben wieder in die Arme schließen konnte. Seine Erlebnisse bis dahin waren jedoch schrecklich. Er rückte im Juni 1944 ein und kam in die kroatische Stadt Rijeka. Er macht die Wehrmachtssoldaten verantwortlich dafür, dass Partisanenverbände entstanden, die vor Hass brannten und Vergeltung übten. Seine Kameraden erschossen ganze Familien, wenn diese nicht sofort Essen und Nahrungsmittel herausrückten, doch nicht alle wären so radikal gewesen. »Ich hatte Erbarmen mit der Zivilbevölkerung. Sie hatten ja selbst nichts zu essen.«<sup>127</sup> Im Februar 1945 geriet Wackerle vom Regen in die Traufe. Die Rote Armee wälzte sich mit Urgewalt durch Ungarn. Soldaten, die fliehen wollten, wurden erschossen. Wackerle erinnert sich an SS-Männer als Täter. »Die getöteten Deserteure legten sie neben den Wegen hin mit der Botschaft: Wenn du flüchtest, geht es dir auch so.«<sup>128</sup> Anfang Mai war seine Kompanie am Semmering angelangt, der Führungsoffizier ließ bis zum letzten Augenblick kämpfen: »Hätte er uns ein paar Tage vorher entlassen, wären einige Kameraden nicht gefallen.« Am 8. Mai rief er die letzten Reste seiner Einheit zusammen: »Ich muss euch leider sagen, der Krieg ist aus!« Der Kompaniechef war verzweifelt: »Aber unsere Freude war groß!« Alles drängte Richtung Heimat, sprang auf die angeblich letzten Züge auf, dabei kamen einige unter die Räder. »Jeder von uns war um sein Leben gerannt, um nicht in die Hände der Russen zu fallen.«<sup>129</sup> Wackerle strandete im amerikanischen Entlassungslager für deutsche Kriegsgefangene im Raum Mauerkirchen in der Braunauer Warte am Inn. Zwischen Mai und September 1945 schleuste das US-Militär rund 200.000 Soldaten durch. Die Mannschaft schlief in Zelten, Erdhütten und unter freiem Himmel. Wackerle lag ungeschützt auf dem Feld und wäre beinahe verhungert. Die Zustände waren chaotisch, erst nach einigen Wochen kehrte allmählich Ordnung ein, das Rote Kreuz und ihre Helferinnen versorgten die Männer mit Nahrung, Wäsche, Medikamenten und Hygieneartikel. Nach Verhören und der politischen Überprüfung erhielten die Soldaten ihren Entlassungsschein, die österreichischen schneller als die deutschen. Am Ende seines zweimonatigen Aufenthalts brachte ein Lastauto Wackerle nach Innsbruck und dann nach Zirl. Dort entließen ihn die örtlichen US-Behörden endgültig. Die dreißig Kilometer nach Hause ging Peter Wackerle mit Kameraden zu Fuß: »Diese Strecke legten wir gerne zurück, endlich waren wir wieder in Freiheit und schon nahe bei unseren geliebten Menschen! Während des Mittagessens trat ich daheim in die Küche ein. Da umarmten wir uns und weinten vor Freude. Meine Leute wussten trotz unserer Briefwechsel nicht, ob ich den Krieg





Hermann Gmeiner mit Kinderdorfmüttern (Foto: SOS-Kinderdorf Innsbruck)



Landeshauptmann Eduard Wallnöfer ehrt Hermann Gmeiner (Foto: SOS-Kinderdorf Innsbruck)

überlebt hatte. Nach dem Mittagessen legte ich mich hin und schlief den längsten Schlaf meines Lebens, ganze eineinhalb Tage!«<sup>130</sup>

Für einen Teil der Tiroler Wehrmachtssoldaten endete der Krieg alles in allem glücklich. Sie hatten überlebt und waren rasch wieder daheim oder kehrten bereits nach kurzer, manchmal sogar angenehm verlaufener Kriegsgefangenschaft in die Heimat zurück. Einer von ihnen war auch Hermann Gmeiner. Er strich hervor, über den Kriegsausgang nicht enttäuscht gewesen zu sein, im Gegenteil: »Ich habe damals gewußt, wenn wir den Krieg gewinnen, dann wirst Du Gmeiner, wahrscheinlich dein ganzes Leben lang in irgendeiner verhaßten Welt draußen sein als Kommissar, als deutscher Verwalter, als einer, den das mächtige Deutschland hinausschickt.« Er hätte mithelfen müssen, die versklavten Völker zu unterdrücken: »Wir können alle glücklich sein, daß wir den Krieg verloren haben. Sonst wäre unser Leben ein armes, armes Leben geworden.«<sup>131</sup> Das Kriegsende war für Hermann Gmeiner jedoch weit aus widersprüchlicher. Wenn er es als Erlösung bezeichnet, dann weil er froh war, nicht mehr in Angst leben zu müssen und dem Tod entronnen zu sein. So wie jeder andere Soldat wollte er so schnell wie möglich nach Hause, vor allem aber wollte er einer Gefangenschaft entgehen. In der letzten Phase des Krieges hatte er an den enorm verlustreichen Rückzugskämpfen in Rumänien und Ungarn teilgenommen. Nach seiner Verwundung kam er in Lazarette, zuletzt in seiner Heimat Vorarlberg.<sup>132</sup> Er versteckte sich vor den französischen Truppen auf Almen des Bregenzerwaldes, dort verbrachte er am 23. Juni 1945 auch seinen 26. Geburtstag. Nach »einem halben Jahrzehnt tapferster Kämpfe und bitterster Nöte«, so der Psychologe Vinzenz Neubauer, enger Weggefährte Gmeiners, musste er sich nun, immer noch rekonvaleszent, »wie ein Verbrecher« verbergen. Schließlich fasste ihn eine Patrouille der Besatzungsmacht, doch bereits im November 1945 wurde er entlassen.<sup>133</sup>

Gmeiner, der in keine bürgerliche Existenz zurückkehren konnte, widmete sich zuerst der Jugendarbeit im Rahmen der katholischen Kirche, bevor er mit einer Reihe von Frauen und Männern das Projekt SOS-Kinderdorf anging. Die Menschen, die er in dieser Phase um sich scharte, nannte er »StT« – Stoßtruppe.<sup>134</sup> Gmeiner gab im Gegensatz zur landläufigen Erzählung der Kriegsgeneration die Zeit zwischen 1939 und 1945 nicht als verlorene Jahre aus: »Wir sind durch einen Krieg gegangen, und wir sind in diesem Krieg reif geworden. Wir haben den Zusammenbruch einer Welt erlebt, an die wir junge Menschen irgendwie doch geglaubt hatten. Ich möchte nicht auch verzweifeln. Ich möchte arbeiten und etwas leisten.«<sup>135</sup> Das Kriegsende war für Gmeiner nicht nur Erlösung und Einsicht, wie unmenschlich die Welt nach einem

Sieg der Nazis ausgesehen hätte. Mit Deutschland hatte er sich identifiziert, den Kampf gegen den Kommunismus gutgeheißen und im Kampfgeschehen Führeigenschaften und eine spezifische Vaterrolle für seine Untergebenen entwickelt. »Diese Betreuer- u. Führerrolle«, betonte sein enger Gefährter Vinzenz Neubauer, übernahm Gmeiner auch beim Aufbau des SOS-Kinderdorfs. Er blieb der »Spähtruppführer« in das ihm unbekanntes Land der Sozialfürsorge, der eine verlässliche Stoßtruppe um sich versammelte.«<sup>136</sup>

Hermann Gmeiner schaffte es, das Gefühl der Leere und Ungewissheit bei Kriegsende zu überwinden. Ebenso die Welt vor 1945, an die er »irgendwie« geglaubt hatte. In den Anfangsjahren von SOS-Kinderdorf fühlte sich Gmeiner so frei wie nie mehr später.<sup>137</sup> Es war Kampfzeit und Gmeiner konnte sich, wie im Krieg, mit seinen Leuten bewähren, die Erfahrung der Kriegskameradschaft verlängern, mit ihnen Großartiges leisten. Laut Neubauer hat Gmeiner die Fähigkeit, mit Menschen umzugehen, sie für sich zu gewinnen und gleichzeitig über sie zu bestimmen, »bis zur Perfektion« im Krieg entwickelt.<sup>138</sup> Ludwig Erlacher, einer seiner Kriegskameraden, erinnerte sich: »Im Schrank hatte er seinen Uniformrock als Leutnant oder Oberleutnant der Gebirgsjäger hängen mit vielen Auszeichnungen, darunter auch das EK1.«<sup>139</sup>

## Besiegt und entehrt

Zu Kriegsende boten die Wehrmachtssoldaten einen jämmerlichen Anblick. Die Niederlage war demütigend und häufig schmähten die Sieger nun die gefeierten »Helden von einst«. Für Rektor Klebelsberg waren die deutschen Soldaten, die sich bei Kriegsende in Innsbruck aufhielten, arme Teufel, die in eine Sintflut geraten waren: »Noch heute steigt mir die Schamröte ins Gesicht, wenn ich an den Geifer denke, mit dem eine wahrhaft miserable plebs der Brutalität sekundierte, mit der die Amerikaner bei der Klosterkaserne die Gefangenen in Lastautos pferchten, mit Stangen zusammenschießen, ihnen die hindernden Rucksäcke herunterschnitten (...). Gewiß, es waren die ersten Ventile blinder Wut und nicht minder zahlreich waren die Anderen, die den Soldaten letzte Zivilkleider zu den Fenstern in die Kaserne hineinreichten, auf daß sie damit ihr Glück versuchten.«<sup>140</sup> Huberta Hartmann hat noch gut in Erinnerung, wie deutsche Soldaten in Seefeld beschimpft wurden: »Die armen Teufel hatten so viel mitgemacht und dann wurden sie noch verächtlich gemacht, das war schon traurig.«<sup>141</sup> Weitaus repräsentativer für das Verhalten der Tiroler Bevölkerung war die Haltung

des nationalsozialistischen Bürgermeisters von Strass, Stanis Wildauer, auch wenn er sich in erster Linie um die eigenen Leute kümmerte, um die heimkehrenden Tiroler Soldaten. Großzügig gab er Passierscheine aus, er wollte die jungen Männer vor einer Gefangenschaft bewahren. »Die fürsorgliche



Erschöpft: Wehrmachtangehörige im Gurgltal. Viele Soldaten versuchten, ihre Uniformen als Makel ihrer Niederlage so rasch wie möglich loszuwerden und ins Zivilleben zurückzukehren. Deutlicher konnte der Zusammenbruch nicht sichtbar werden. (Foto: Stadtarchiv Imst)



Kahlgeschorene Kriegsgefangene in der Region St. Anton am Arlberg, die als belastete Nationalsozialisten galten (Foto: ECPAD/Défense Paris)

Art des Bürgermeisters war es wohl auch«, ist im Heimatbuch zu lesen, »die ihm das Vertrauen der Strasser sicherte, sodaß er trotz zweimaligen Regimewechsels bis zu seinem freiwilligen Verzicht auf eine Neukandidatur 1950 im Amt verbleiben konnte.«<sup>142</sup>

GIs nutzten die Gunst der Stunde, nahmen Wehrmachtssoldaten Uhren ab, auch Ringe, und tauschten sie bei Bauern gegen Schnaps ein.<sup>143</sup> Sie ließen die Kriegsgefangenen auf amerikanischen Lastwagen fortwährend die Arme nach oben halten oder schnitten ihnen die Haare ab. Über die Behandlung von SS-Männern gibt eine Mauracherin an: »De Amerikaner ham SS-Soldaten auf a Lastauto aufighaut. Sie ham treten, mit die Gwehra dreingschlogn, gfluacht und de Mander aufguschubst, als wenn sie Focken (Schweine) warn.«<sup>144</sup>

Franz Lepka erlebte mit sechzehneinhalb Jahren das Kriegsende im Außerfern. Sein Vater war illegaler Nationalsozialist gewesen, er selbst ein begeisterter Nazibub, der sich als Reserve-Offizierswerber freiwillig gemeldet hatte. Mit Stolz war er eingerückt, den Krieg sah er als Bewährungsraum für männlichen Kampfesmut, die Wehrmacht hielt er für unschlagbar. Lepka fühlte sich als echter Mann, der Abenteuer erlebte, die Raucherkarte bekam und eine Waffe hatte: »Wir waren einfach wer.« Als die US-Panzer mit aufgesessener Infanterie anrollten, war er hoch motiviert. Kameraden mussten ihn zurückhalten, er wollte gleich die US-Soldaten vom Panzer fegen: »Ich hätte bedenkenlos einen wildfremden Menschen wie einen Spatzen heruntergeschossen.« Dann war alles vorbei, der Krieg sei aus, raunte ihnen der Spieß zu, alle Waffen waren zu vernichten. Da beschoss ein US-Tank den Trupp von Lepka: »Begleitet von noch nie gehörtem Getöse im Wald explodierender Panzergranaten, floh ich in panischer Angst«. Im April, als er in den Krieg gezogen war, hatte Franz Lepka an den Endsieg geglaubt, er wähnte sich als Angehöriger der stärksten Armee der Welt. Nun erlebte er einen einschneidenden biographischen Bruch, das Ende der Größenphantasie der besten Soldaten. Diese Erfahrung der Erniedrigung der Unterlegenen teilte er mit unzähligen Wehrmachtssoldaten. Lepka spricht von einem stufenweisen »Herunterkommen bis zum ganz verlausten, abgemagerten, halb verhungerten Kriegsgefangenen, welchem schließlich, knapp vor dem ›Krepieren‹ alles egal war. Eben ein gedemütigter Verlierer!« Seinen psychischen Zustand zu Kriegsende beschreibt Lepka einfach, aber markant: Er fühlte sich besiegt. Am Ortseingang von Reutte durchsuchte ihn ein amerikanischer Wachposten, er nahm ihm Taschenmesser und Maureruhr ab, beides verschlissene Gegenstände, aber Geschenke, die ihm sein geliebter Onkel

Sepp beim Abschied zugesteckt hatte. Der offene Diebstahl, den er wortlos hinnehmen musste, demütigte ihn; wegen des Besitzes von zwei Packungen amerikanischer Zigaretten angeschnauzt zu werden, degradierte ihn. Als weiter Stufe des Herunterkommens empfand Lepka die Vergewaltigung von zwei Frauen durch amerikanische Soldaten. Er zitterte in seinem Versteck und sah tatenlos zu. Das gehörte sich nicht für einen tapferen Mann, für den er sich noch wenige Tage zuvor gehalten hatte, »auf alle Fälle schämte ich mich.«<sup>145</sup> Die Schande des Besiegten klebte an ihm, die Selbstachtung sank, der Stolz war dahin.

Der Zusammenbruch der NS-Herrschaft war auch das Ende des sozialen Aufstiegs von Anton Beck. Er war 1945 mit vierundzwanzig Jahren wieder dort angelangt, wo er vor der Machübernahme gestartet war. Beck begann erneut als Beifahrer in der Lebensmittelfirma Fuchs, in der auch sein Vater arbeitete. Mit seiner Frau wohnte er beim Großvater.

Als Mitglied der Leibstandarte SS Adolf Hitler bzw. der Waffen-SS konnte Beck der Entnazifizierung nicht entgehen. Er musste mit einem guten Dutzend weiterer SS-Männer auf das Gemeindeamt in Kirchbichl, um sich registrieren zu lassen. Ehemalige Schulkameraden, Mitglieder der Widerstandsbewegung, traten ihm in den Hintern, dann kam ein LKW, der die Registrierten ins Barackenlager Wörgl fuhr. Von Wörgl aus ging es in verschiedene Lager der US-Militärbehörden; zunächst nach Brannenburg auf eine riesige Wiese fast ohne Bewachung, dann ins Lager Cham an der tschechoslowakischen Grenze, das strengstens kontrolliert war: »Da merkten wir dann schon, daß wir nicht mehr als normale Soldaten behandelt wurden.« Die Arbeit in der Küche sicherte ausreichend Essen, doch bald kam Beck ins Lager Regensburg, dann nach Bad Aibling, Wegscheid, Hallein und schließlich Glasenbach. Er magerte stark ab, seine Frau konnte ihn nur einmal besuchen, doch stets habe man ihn korrekt behandelt und nie geschlagen, betont Beck. Er hatte Glück, nicht in einem der beiden Lager in Heilbronn gelandet zu sein. Ein Tiroler Soldat, der sich bis Imsterberg durchgeschlagen und dort den US-Truppen ergeben hatte, wurde am 19. Mai nach Heilbronn gebracht. Die Zustände in diesem Gefangenenlager waren in der Anfangszeit katastrophal. Es gab weder Unterkünfte noch sanitäre Anlagen, Ernährung und medizinische Betreuung waren völlig unzureichend. Die Gefangenen froren und stritten sich um das wenige Essen: »Da hat jeder geschaut, ob nicht der Andere ein größeres Stück bekommt. Wir haben Gras gegessen, einen solchen Hunger haben wir gehabt.«<sup>146</sup> Nach dem Wegfall der lebensbedrohenden Kampfsituation brach die vielbeschworene Kriegskameradschaft in der

neuen Notlage der Gefangenschaft zusammen. Stehlen, Denunzieren, Schlägern waren an der Tagesordnung, viele suchten rücksichtslos ihren Vorteil, unzählige Landser gerieten heftig aneinander.<sup>147</sup>

Im Juni 1947 kam Beck frei, froh, endlich wieder daheim zu sein, aber ohne Geld und sonstige Mittel. Und die Sieger bestimmten weiter über ihn, sie deklarierten die Waffen-SS als verbrecherische Organisation: »Also wurde ich als Nazi zu Hause eingestuft und so war ich fast wie ein Freiwild, mit dem man machen konnte, was man wollte.« Beck kam nicht an seinen Sold, den er in der Kriegszeit gespart hatte, und er musste dienstverpflichtet auswärts arbeiten, zuerst als Kohlenschaufler, dann beim Leitungsbau der TIWAG durchs Brixental. Eine schwere Zeit sei das gewesen, der Verdienst war aber gut, doppelt so hoch wie der des Vaters in der Firma Fuchs.

Beck war wichtig zu betonen, dass er nichts zu verbergen hatte, ob bei seiner Registrierung im Gemeindeamt oder den Verhören in den amerikanisch geführten Gefangenenlagern. Zu Kriegsende und in den Jahrzehnten danach war ihm daran gelegen, seine Ehre wiederherzustellen, zu beteuern, keiner Mörderbande angehört zu haben. Aber er erhalte keine Gelegenheit zu erzählen, wie es wirklich gewesen sei, dass er ein normaler Soldat war wie jeder andere auch: »Wir haben Seite an Seite überall mit den Soldaten der Wehrmacht gekämpft, unsere Einsätze an der Front bestimmten immer Generäle der Wehrmacht, deshalb verstehe ich bis heute nicht, warum wir als Verbrecher hingestellt werden.«<sup>148</sup>

2007 meldete er sich für eine Video-Produktion des Landes Tirol, um über die Zeit vom Anschluss zum Staatsvertrag zu berichten. Der Film war besonders für den schulischen Einsatz gedacht. Damit gelangte Anton Beck endlich in den Kreis honoriger Zeitzeugen. In der Sache selbst hielt er sich weitgehend bedeckt, über die SS schwieg er, aber er konnte hervorheben, nichts verbrochen zu haben und nur Soldat gewesen zu sein.<sup>149</sup>

## Endlich daheim

Am 1. Oktober 1945 waren knapp 27.000 kriegsgefangene und vermisste Tiroler registriert, auf deren Heimkehr die Verwandten sehnlichst warteten. Zwei Jahre später fehlte noch von 11.000 Landsleuten jede Nachricht, die Wahrscheinlichkeit, sie wiederzusehen, war äußerst gering.<sup>150</sup>

Fritz Kirchmair war in einem Lager östlich des Ural Kriegsgefangener, in einem Steinbruch und einer Asbestmühle war Schwerarbeit zu verrichten.